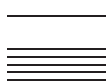


Falter

März 2013



Editorial

Wachstum - Wandel - Werte

Liebe Leserinnen und Leser

Jedes Jahr im März finden an der KSZ die Besuchstage für Schülerinnen und Schüler der sechsten Primarklasse statt. Und jedes Jahr scheinen mir die Kinder noch etwas jünger und noch etwas kleiner zu sein als jene im Vorjahr. Es ist nur ein Gefühl, nachgemessen habe ich nie. Da ich nun aber dieses Gefühl schon seit Jahren habe, müssten unsere neu Eintretenden – wäre es nicht bloss meine subjektive Einschätzung, sondern eine objektive Realität – über die Jahre auf Kleinkindergrösse geschrumpft sein. Ganz zu schweigen davon, dass ich schon lange das Gefühl habe, unsere bald Austretenden, unsere Maturandinnen und Maturanden, würden jedes Jahr grösser.

Was für eine Spannweite, die sich hier eröffnet! Uns allen ist klar: Zwischen dem Eintritt als Kind und dem Abschluss an unserer Schule als junger Erwachsener liegt ein enormes Wachstum – körperlich wie geistig. Das körperliche Wachstum können wir nachweisen, da gibt es Zahlen, Fakten und Messungen. Aufgrund der verbesserten Lebensumstände sind unsere Maturanden heute im Durchschnitt rund 10 Zentimeter grösser als ihre Kollegen vor 100 Jahren. Lässt sich das Gleiche nun auch für das geistige Wachstum ableiten? Haben die geistigen Fähigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler und damit das Anspruchsniveau an den Schulen zugenommen? Ist in den vergangenen 100 Jahren nicht nur das körperliche Wachstum, sondern auch das Niveau der Bildung gestiegen? Oder ist dieses umgekehrt, wie immer wieder behauptet wird, gesunken? Andreas

Pfister geht im Schwerpunkt dieser Frage nach. Verlässliche Zahlen, Fakten und Messungen dazu sind nicht so einfach zu finden – persönliche Erinnerungen und Einschätzungen hingegen schon.

Wenn ich meine erste Seminararbeit, welche ich an der Universität abgeliefert habe, mit den heutigen Maturaarbeiten vergleiche, will mir die Schamesröte ins Gesicht schiessen. Was ich als 20-Jähriger in fürchterlichem Schreibmaschinen-Layout abgeliefert habe, ist meilenweit unter dem Niveau der oft inhaltlich wie formal sehr hoch stehenden Maturaarbeiten unserer 18-jährigen Abgängerinnen und Abgänger. Zu meiner Ehrenrettung: Meine Arbeit war keine schlechte Leistung, sie passte gut in die damalige Zeit. Heute wäre sie chancenlos.

Was für ein Wandel, der sich hier zeigt! Dieser macht auch vor anderen, bewährten und altgedienten Werten unserer Schule nicht halt; die Kolumne und das Porträt berichten darüber.

Wandel heisst nicht automatisch Verbesserung, aber wenn ich unsere heutigen Maturandinnen und Maturanden anschau, werde ich nicht rot, sondern stolz.

Ich hoffe, Sie auch.

Dr. Peter Hörler, Direktor

Schwerpunkt

Ist das Niveau der Matura gesunken? Gymnasiallehrer antworten

Das Niveau der Matura steht wieder zur Debatte. Verschiedene Medien haben das Thema aufgegriffen und mittlerweile treibt die Sorge um die Qualität der gymnasialen Ausbildung auch Bundesrat Schneider-Ammann um. «Ich hätte lieber ein paar weniger, dafür bessere Maturanden», sagt er im Interview (NZZ, 28. Okt. 2012). Wird die Maturaquote unter dem neuen Bildungsminister sinken?

Schneider-Ammann dürfte all jenen aus dem Herzen gesprochen haben, die eine Stärkung der Berufslehre sowie eine Rückkehr des Gymnasiums zur Eliteschule fordern. «Man kann heute relativ einfach zu einer Maturität kommen», monierte im Sommer ETH-Rektor Lino Guzzella, und: «Das Niveau an den Schulen ist gesunken» (NZZ am Sonntag, 29. Juli 2012).

Was ist dran an diesen Vorwürfen? Ist das Niveau am Gymnasium heute tiefer als vor zehn, zwanzig oder dreissig Jahren? 1960 betrug die Maturandenquote in der Schweiz 3,8 Prozent. Von 1985 bis 2010 stieg sie von 12 auf 20 Prozent. Ist das Niveau bei dieser Vervielfachung der Quote entsprechend gesunken?

Um es vorweg zu nehmen: Einfache Antworten auf diese Fragen gibt es nicht. Die historische Entwicklung von Bildungsabschlüssen, etwa der Matura, wurde und wird intensiv erforscht. Das Problem bei diesen Längsschnitt-Studien liegt darin, dass man heutige Maturaprüfungen nicht ohne weiteres mit älteren vergleichen kann. Zu viele Faktoren haben sich verändert: die Prü-

fungsformen, die verlangten Kompetenzen, die Ausbildungsdauer - um nur einige zu nennen.

Wie aber beantworten erfahrene Gymnasiallehrpersonen die Frage nach dem Niveau? Kann man nicht die Erfahrungen der Betroffenen - mit gebotener Vorsicht - als anekdotische Evidenz heranziehen?



Jeannette Baumann

Neue Kompetenzen

Jeannette Baumann, Wirtschaftslehrerin und ehemalige Schulleiterin, formuliert das Problem so: «Als Betroffene bin ich Teil des Ganzen. Was ich sage, ist deshalb immer ein Stück weit subjektiv.» Dies vorausgeschickt, beantwortet sie die Frage, ob das Niveau der Matura gesunken sei, mit einem grundsätzlichen Nein. Zum Vergleich zieht sie ihre eigene Matura von 1979 heran sowie ihre Unterrichtserfahrung seit 1984.

«Heutige Maturandinnen und Maturanden», sagt sie, «können nicht weniger, sondern zum Teil anderes.» Heute müssten die Schülerinnen und Schüler

Kompetenzen ausweisen, die früher nicht verlangt wurden: Selbständigkeit im Arbeiten etwa, das Präsentieren vor einer Gruppe oder den Umgang mit Unmengen von Informationen. Hinzu kommen bessere Englischkenntnisse als früher: «Mit unserem Schulenglisch wären wir überfordert gewesen in Studiengängen, wo heute Englisch vorausgesetzt wird.»

Früher hätten sie dafür anderes gekonnt. Sicher hätten sie mehr Stoff beherrscht. Deshalb kann Jeannette Baumann die Kritik des ETH-Rektors ein Stück weit verstehen: «Es mag sein, dass die Schülerinnen und Schüler heute weniger naturwissenschaftliche Inhalte mitbringen. Doch wir bereiten sie eben nicht nur auf die ETH vor.»

Als Beispiel für die Verschiebung der Kompetenzen nennt Jeannette Baumann die Maturaarbeit. «Mit der Maturaarbeit bereiten wir die Jugendlichen besser vor auf die Hochschule, als wir damals vorbereitet wurden», sagt sie. Und sie weist auf die Verkürzung der gymnasialen Ausbildungsdauer hin: «Heute kommen die Jugendlichen mit 18 oder 19 zur Matur, nicht erst mit 20. Das ist nicht dasselbe.»

Jeannette Baumann war von 1995 bis 2007 in der Schulleitung, eine Zeit, in der die Kantonsschule Zug gewaltig wuchs. Den Zuwachs an Gymnasiasten im Kanton erklärt sich die ehemalige Direktorin mit dem wirtschaftlichen Wachstum des Kantons generell, insbesondere aber mit dem Zuzug von Hochqualifizierten und deren Familien. Dies habe zu einer Zunahme der Zuweisun-

gen durch die Primarlehrpersonen geführt. Dabei sei das Niveau nicht generell gesunken. Jeannette Baumann will nicht zurück zum Gymnasium als Eliteschule: «Wer die Anforderungen erfüllt, soll das Recht haben, ans Gymnasium zu kommen.» Ein besonderer Dorn im Auge ist Jeannette Baumann der Import von Fachkräften und Akademikern in der Schweiz. Deshalb begrüsst sie die Erhöhung der Studienplätze in Medizin: «Ich bin dagegen, dass man Ärzte aus dem Ausland holt und unseren Jugendlichen eine Ausbildung verwehrt. Die Schweiz hat keinen Einfluss auf die Qualität der Bildung im Ausland, und wie wir wissen, ist die Tertiärquote dort viel höher. Es ist verrückt, wenn die Schweiz aus Kostengründen nicht einmal ihre eigenen Ärzte, die sie braucht, selbst ausbildet.»



Rolf Bänziger

Abwägen von Vor- und Nachteilen
Rolf Bänziger, Mathematiklehrer und Fachvorstand Geometrisches Praktikum, hat seine Matura 1971 gemacht. Für ihn ist klar: «Das Niveau der Matura ist leicht gesunken. Die Frage ist: Ist das schlimm? Ich sage: Das ist normal

und damit kann man leben, wenn es nicht zu tief absinkt.» Er blättert in einer Formelsammlung aus dem Jahr 1995 und zeigt an konkreten Beispielen, was heutige Schülerinnen und Schüler nicht mehr können. «Das Niveau meiner Maturaprüfungen in den neunziger Jahren kann ich nicht mehr erreichen», sagt er. Auch ihm ist klar, dass die Verkürzung des Gymnasiums einen Einfluss hatte, und auch er bestätigt, dass von heutigen Maturandinnen und Maturanden teilweise andere Kompetenzen verlangt werden. Doch er relativiert: «Was da häufig als Argument ins Feld geführt wird, etwa das Beherrschen von PowerPoint oder die Arbeitsorganisation, das hat mit gymnasialem Niveau wenig zu tun.» Rolf Bänziger will das nicht als Wertung verstanden wissen, sondern er wägt ab: «Das Niveau ist zwar gesunken, doch die gesamtgesellschaftlichen Vorteile wiegen diesen Nachteil auf.» Ein gutes Schulsystem nützt dem Einzelnen wie auch der Gesellschaft. In der als «Industrieschule» gegründeten Kantonschule sah man das bis in die siebziger Jahre darin, dass bei den Maturaprüfungen jeweils ein Vertreter von Landis und Gyr mit dabei war. Wenn er bedenkt, wie viele Fachkräfte für Firmen wie diese jetzt aus dem Ausland kommen, befällt Rolf Bänziger ein schlechtes Gewissen: «Ich finde es nicht gut, dass wir Leute aus dem Ausland holen müssen, weil wir das selbst nicht mehr hinkriegen.» Dass sich die Matura- und Akademikerquote in den letzten Jahren mit wachsendem Bedarf erhöht hat, findet Rolf Bänziger richtig. Doch gegenwärtig herrsche vor allem in den MINT-Fächern, also in den Bereichen

Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik, ein Mangel – während Geisteswissenschaftler teilweise Mühe hätten, eine Stelle zu finden. Gegenwärtig brauche es deshalb keine Erhöhung der Maturaquote, wohl aber eine Förderung und Stärkung der MINT-Fächer – vom Kindergarten bis zum Gymnasium. «MINT ist noch nicht wirklich in der Kanti angekommen», sagt Rolf Bänziger und plädiert für eine Neugestaltung der gymnasialen Unterstufe: Es soll zwei Zugänge geben: einen für die Geisteswissenschaften und einen für die Naturwissenschaften und Mathematik.

Was ist, wenn der Bedarf an Akademikerinnen und Akademikern in Zukunft weiter steigt? «Dann», meint Rolf Bänziger, «müsste die Maturandenquote wieder mitsteigen.» Kommen hier allenfalls die Berufs- und Fachmittelschulen ins Spiel? Soll der steigende Bedarf an Fachkräften nicht am Gymnasium, sondern dort ausgebildet werden? Rolf Bänziger ist skeptisch. Das Niveau der Berufsmatura ist seines Erachtens teilweise zu tief, um den Anschluss an die Fachhochschulen sicherzustellen: «Vielleicht sind zwei Tage Schule pro Woche eben doch zu wenig Zeit.»

Raum und Zeit zum Lernen

Claudia van Wezemaal hat ihre Matura 1976 gemacht, sie unterrichtet seit 20 Jahren Bildnerisches Gestalten. Die Diskussion um das Niveau beziehungsweise die Qualität des gymnasialen Unterrichts findet sie oft zu undifferenziert. Zwar werden auch bei ihr die Mappen mit den Semesterarbeiten



Claudia van Wezemaal

dünnere, doch das hat vielfältige Gründe. Die Schülerinnen und Schüler bräuchten wieder mehr Ruhe und Zeit zum Arbeiten, weniger Ablenkung und weniger Druck. Maturandinnen und Maturanden an der Menge ihres Wissens zu messen, findet sie wenig sinnvoll. Sie plädiert für eher weniger Stoff, mehr Verknüpfung von Lerninhalten und die Möglichkeit, Erkenntnisse zu vertiefen, Gelerntes zu üben. «In einer so hektischen und überreizten Welt braucht es vielleicht die Unterstützung von Studium- und Lernzeiten», sagt die BG-Lehrerin und nimmt beide Seiten in die Pflicht: «Die Schülerinnen und Schüler, die bereit sind zu lernen, sollen Platz finden im Gymnasium, aber die Schule muss ihnen auch genügend Raum und Zeit geben, damit Lernen wieder Freude macht.»

Die hier dargestellten Positionen von Lehrpersonen zeigen nicht nur, dass die Frage nach dem Niveau unterschiedlich beantwortet wird. Sie zeigen vor allem, wie komplex das Thema ist – und wie bewusst die Lehrpersonen am Gymnasium damit umgehen. Sie werden konfrontiert mit verschiedens-

ten, auch eigenen Forderungen: Das Niveau soll hoch sein und bleiben, aber die breite Nachfrage in Wirtschaft und Gesellschaft soll ebenfalls gedeckt werden. Die porträtierten Lehrpersonen verabsolutieren die Frage nach dem Niveau nicht, sie wägen unterschiedliche Interessen gegeneinander ab. Und Lehrer sind nicht nur Lehrer. Sie sind auch Teil der Gesellschaft, die sich an Missständen wie dem hohen Akademikerimport stört. Sie sind Mütter und Väter, die für ihre Kinder die beste Zukunft wollen.

Die Meinung, mit zunehmender Maturquote sinke das Niveau, muss man nicht teilen. Man kann auch von nicht ausgeschöpften Potentialen ausgehen, gerade bei motivierten Jugendlichen aus bildungsfernem Umfeld. Ein möglichst hohes Niveau gehört zum Berufsethos jeder engagierten Lehrperson. Doch dass das Niveau durch Vergleiche oder vermehrte Standardisierung gehoben wird, darf bezweifelt werden. Letztlich geht es im Schulalltag immer noch darum: mit den hier und jetzt präsenten Schülerinnen und Schülern gemeinsam ein möglichst gutes Resultat zu erreichen.

Andreas Pfister

Im Bild



Es wächst, ohne dass es lebt.


Bild: Per H. Antonsen, Biologielehrer

Porträt



Jürg Scheuzger

Der Kulturarbeiter



Das Jahr, in dem er die Matura macht und mit dem Studium beginnt, geht schweizweit als bewegtes Jahr in die Geschichte ein. 1968 wirft einen grossen Teil der Schweizer Gesellschaftsordnung über den Haufen. Jürg Scheuzger, 1948 in Aarau geboren und in einem Vorort aufgewachsen, sieht sich allerdings nicht als «68er», auch wenn die damalige Bewegung seinen Umgang mit Autoritäten stark beeinflusst hat: «Jeder Mensch, der zu dieser Zeit gelebt hat, wurde von der 68er-Bewegung geprägt. Ich war da keine Ausnahme.» Ohne Unterbruch studierte Scheuzger nach seiner Matura an der Alten Kantonsschule Aarau in Zürich und Wien Germanistik, Geschichte und französische Literatur und doktorierte 1975. Schon während des Studiums unterrichtete er in Teilpensen, und so kann er, wenn er diesen Sommer als Deutschlehrer pensioniert wird, auf nicht weniger als 42 Jahre Unterricht zurückblicken.

Die Geschichte von Jürg Scheuzger ist eng mit der heutigen Kanti verknüpft; beide haben fast gleichzeitig angefangen: «Mein Vorstellungsgespräch für eine Festanstellung war zwei Tage nach der offiziellen Eröffnung der neuen Kantonsschule am Lüssiweg.» Im Jahr 1975 bestand die Kanti gerade einmal aus den heutigen Ober- und Untergymnasiumsgebäuden sowie ein paar Sporthallen. «Schon als ich anfang, hatte es zu wenige davon», sagt Scheuzger. Fächer wie Hauswirtschaft, Angewandtes Gestalten oder gar Informatikunterricht gab es noch nicht. Nur die C-Maturanden – die Schüler mit Schwerpunkt Mathematik/Physik – erhielten eine rudimentäre Einführung am Computer. 700

Schülerinnen und Schüler, unterrichtet von 70 Lehrpersonen, das waren damals die Dimensionen der Kanti Zug. Die Lehrer schrieben zuhause auf Schreibmaschinen und im Unterricht auf Wandtafeln. Dies prägte auch die Unterrichtsform: «Vorne stand der Lehrer und erzählte der Klasse, was Sache war.» Der Stil veränderte sich, als immer mehr Lehrpersonen unterrichteten, welche die 68er-Bewegung hautnah miterlebt hatten. Neue Unterrichtsformen kamen auf, die Lernenden wurden stärker einbezogen. Jürg Scheuzger ging damals progressiv voran: «Ich war einer der Ersten, die von Gruppenarbeiten als Unterrichtsform gesprochen haben.»

1993 wurde er beauftragt, dem Fach Medienkunde ein neues Profil zu geben. Dies war kein Zufall: «Ich habe mich damals wie heute sehr für Medien interessiert.» Auch für die Maturaarbeit, die 1995 eingeführt wurde, engagierte sich der Germanist stark. Haben sich die Maturaarbeiten im Lauf der Jahre wesentlich verändert? Scheuzger verneint: «Die Art der damaligen Fragestellungen war den heutigen im Grossen und Ganzen sehr ähnlich.» Verändert habe sich hingegen die Matura an sich. Lange Zeit zählten gewisse Fächer doppelt. «Wenn man also einen Dreier in Mathematik und einen Dreier in Französisch hatte, war das ganz schwierig zu kompensieren.»

Jürg Scheuzger ist sich bewusst, dass das Gymnasium den Schülerinnen und Schülern auch heute einiges abverlangt. Wichtig ist ihm, dass in den Klassen eine gewisse Grundmotivation spürbar ist. «Schule darf nicht nur ein Krampf sein.

Die Jugendlichen sollen auch Freude am Lernen haben. Wobei mir schon klar ist, dass das Studieren von Kommeregeln kein besonderer Spass ist.»

Neben seinem grossen schulischen Engagement setzt sich Jürg Scheuzger auch ausserhalb der Kanti immer wieder für Kultur und Sprache ein. So zum Beispiel bei der Theater- und Musikgesellschaft Zug. Für sie organisierte er zeitweise rund 70 Prozent der Schauspiel-Events, die im Casino stattfanden. «Es war für mich ein absoluter Glücksfall, dass ich 1982 von Zürich nach Zug gezogen bin. Hier in Zug, wo alles etwas kleiner ist, hatte ich eher die Möglichkeit, mich einzubringen», sagt Scheuzger. Seine wichtigste ausserschulische Tätigkeit ist die Mitwirkung bei der 1996 gegründeten Dialog-Werkstatt Zug. Diese vergibt mit dem Zuger Übersetzer Stipendium alle zwei Jahre den grössten Übersetzerpreis im deutschsprachigen Raum. «Wir, die Vereinsgründer, wollten Zug etwas kulturell Unverwechselbares geben. Also haben wir eine Idee ausgearbeitet und diese mit der Unterstützung der Politik umgesetzt.» Für Scheuzger war die Preisvergabe 2009 ein Highlight in der Geschichte des Vereins, dessen Präsident und Jury-Mitglied er ist. Der Preis ging damals an Christina Viragh, die Péter Nádas' Werk «Parallelgeschichten» erstmals vom Ungarischen ins Deutsche übersetzte.

Sein umfassender Einsatz neben der Schule ist Jürg Scheuzger nur möglich, weil er keine Familie hat. «Ich bin mir bewusst, dass eine Dreifachbelastung mit Schule, kultureller Tätigkeit und Familie zu viel wäre.» In die Kulturarbeit

steckt Jürg Scheuzger aber nicht nur viel Energie, sie hat auch einiges mit seiner ungebrochenen Motivation als Lehrer zu tun: «Kultur ist ein essenzieller Bestandteil des Menschen. Gleichzeitig kommt sie nicht von alleine. Man muss sie unterstützen. Das will ich auch meinen Schülerinnen und Schülern weitergeben.»

Viele Gedanken zu seinem nächsten Lebensabschnitt hat sich Jürg Scheuzger noch nicht gemacht. Am liebsten würde er weiter Schule geben, wie er offen sagt: «Ich kann nicht ganz verstehen, warum ich pensioniert werden muss. Aber ich habe immer noch meine Tätigkeiten neben der Schule, denen ich weiterhin nachgehen werde.»

Die Zukunft des Unterrichts müsste Jürg Scheuzger nicht weiter beschäftigen. Sie tut es trotzdem. Eine Entwicklung sieht er klar voraus: «Tablets werden den Unterrichtsraum erobern. Davon bin ich fest überzeugt.» Er erkennt darin auch nichts Schlechtes: «Die Schülerinnen und Schüler werden dank freieren Unterrichtsformen noch mehr Raum zur selbstständigen Arbeit bekommen.» Auch deshalb hofft er, dass das Gymnasium Ennetsee Realität wird. «Die Kanti ist schlicht zu gross geworden. Ideal wären bei dieser Schulgrösse rund 1200 Schülerinnen und Schüler. Dann hätte es auch noch Platz für den einen oder anderen Gruppenraum.»

Basil Koller, 5K

Ticker

März

29. Karfreitag (schulfrei)

April

1. Ostermontag (schulfrei)

5.-8. «Romeo und Julia», Kantitheater mit Big Band,
20.00 Uhr, Aula

10. Kultur 13: «Erinnerungen an den kleinen Schritt»,
Vortrag, 12.30 Uhr, Aula

13.-28. Frühlingsferien

Mai

3. Kultur 13: Ist der «Summer of Love» vergangen?
Café philo, 07.30 - 09.10 Uhr, Aula

9.-12. Auffahrtsferien

14. Kultur 13: «Fernsehserien der 60er Jahre»,
Vortrag, 12.30 Uhr, Aula

23. Prämierung Maturaarbeiten
18.00 Uhr, Aula

28. Konzert Zuger Jugendorchester
20.00 Uhr, Theater Casino Zug

30. Fronleichnam (Feiertag)

31. Frühjahreskonferenz der Lehrerschaft (unterrichtsfrei)

Kontakt

Kantonsschule Zug

Lüssiweg 24, Postfach 2359, CH-6302 Zug

Telefon +41 41 728 12 12, info@ksz.ch

www.ksz.ch

Hippie, der

Das Kulturthema 2013 der Kantonsschule ist «*Fly me to the Moon*» – *Die 60er Jahre*. Nicht zum Mond geflogen, aber im Pensionsalter oder kurz davor sind Alt-Hippies und Alt-68er. Batik, Jeanssandalen oder Räucherstäbchen spielen im Schulleben kaum mehr eine Rolle – und LSD ist nur als Abkürzung für den Last School Day der Maturanden im Gebrauch. Vielleicht freut es die Vertreter der Flower-Power-Generation, dass das Wort «Hipster» (s. rechts) eine Renaissance erlebt – schliesslich lehnte sich die Hippiebewegung damals an den Lebensstil der echten «Hipster» der 1950er Jahre an.

Hipster, der (jugend-/medienspr.)

War es mal hip, ein Hippie zu sein (s. links), so muss man heute schon Hipster sein. Würde man denken. Schliesslich ist das Wort nominiert für die Wahl des Anglizismus des Jahres und wird in den Medien inflationär gebraucht. Wer genauer hinsieht, merkt: «Hipster» ist selten als Kompliment gemeint. Die jungen Frauen und Männer in Chinohosen oder Röhrenjeans, die eine Hornbrille tragen und mit dem Jutesack durch Szeneviertel spazieren, nerven mehrheitlich. Auf YouTube gibt es bereits Antihipstervideos und in Berlin heisst es am Eingang von In-Lokalen: «Kein Einlass für Hipster.»

Flattersatz

Lange Zyklen

Ganz schön entscheidungsfreudig, altes Haus! Das sagte ich mir, als ich kürzlich einen Artikel über Belastungen im Schulalltag las. Schätzungen zufolge trifft eine Lehrerin, ein Lehrer rund 1300 didaktische Entscheidungen an einem Unterrichtstag. Kein Wunder, bin ich abends so nudelfertig, dass ich mich beim Essen nicht einmal mehr zwischen Spaghetti und Penne entscheiden mag! Erstaunlicher ist angesichts dieses Entscheidungsfeuerwerks schon eher unser Image. Wie kommt es, dass unsere Zunft und Gymnasien überhaupt in der Öffentlichkeit als träge wahrgenommen werden, wo wir doch permanent entscheiden, verändern, gestalten?

Sicher liegt es daran, dass einige Dinge an Schulen sich in ihrer Oberflächenstruktur kaum verändern. Ein ehemaliger Schüler von mir meinte, nachdem er unsere Schule fast 20 Jahre nach seiner Matura besucht hatte: «Es kam mir vor, als sei die Zeit stehen geblieben.» Er verwies auf die braunen Pulte, auf die Landkarte im Sprachenzimmer, auf das Absenzenbrett. Alles habe sich ihm noch genau wie vor zwei Jahrzehnten präsentiert. Sogar der Aufkleber seiner Guggenmusik, den er in seinem Maturajahr an den Basketballkorb der Turnhalle 4 geklebt hatte, war nach wie vor da. Genauso, wie auch seine Lehrerin 22 Jahre nach ihrer Anstellung noch immer hier ist. So lange, dass eine Bekannte kürzlich mit abschätzigem Unterton fragte: «Willst du eigentlich bis zur Pensionierung an der Kanti bleiben?»

Bei aller Dynamik im Unterrichtsalltag – eine Schule bewegt sich in langen

Zyklen. Meine Schülerinnen und Schüler begleite ich als Klassenlehrerin in der Regel über vier Jahre. Wir pflegen Beziehungen langfristig, versuchen nachhaltig zu bilden. Wir sind kein Durchlauferhitzer. Ähnliches gilt auf der organisatorischen Ebene: Wenn wir als Schule jetzt eine strukturelle Änderung beschliessen, dann zeigt sich deren Erfolg oder Misserfolg letztlich erst in ein paar Jahren definitiv, wenn die heutigen Erstklässler ihre Matura machen oder studieren. Veränderungen werden behutsam angegangen, weil sie nicht so einfach korrigiert werden können. Ist man im System drin, gewöhnt man sich an diese langen Zyklen. Wo bei ich manchmal bei sehr zähen Projekten mit tausend Vernehmlassungen schon auch finde: «So, jetzt aber mal vorwärtsmachen und entscheiden!»

Auf das nächste Schuljahr hin verändert sich bei uns übrigens etwas, was während mehr als 60 Jahren Bestand hatte: das Stundenplanraster. Unterrichtsbeginn ist neu nicht mehr um 7.35 Uhr, sondern um 7.40 Uhr, und die Pausen zwischen den Lektionen werden von fünf auf zehn Minuten verlängert. Dafür wird der Mittag kürzer. Eine kosmetische Anpassung, finden Sie? Einige Schülerinnen und Schüler waren von der Nachricht ziemlich schockiert und protestierten heftig. Sie hatten schon darauf vertraut, dass sich so schnell an der Schulstruktur nichts Spürbares verändert. Sie rechneten nicht mit der Entscheidungsfreudigkeit von Schulleitung und Lehrerschaft.

Béa R. Naise